



Carola Hilmes

"Lieber Wiederhall"

Bettine von Arnim: Die Günderode - Eine dialogische Autobiographie

Gliederung

- 1) Die Briefbücher: Publikationen ,unter falschem Namen | 2) Briefe: geschriebenes und gelesenes Leben | 3) Die Freundinnen: Opposition und Wiederhall | 4) Der Vorrang des Redens und Hörens: das polyphone Ich | 5) Ein Spiel mit mythologischen Figuren: Narziß und Echo

In ihrem *Günderode-Buch* (1840) entwirft Bettine von Arnim ein in die Moderne voraus weisendes Modell poetischer Selbstverständigung. Im Dialog mit der Freundin gelingt es, sich ihrer selbst zu vergewissern. Dabei bedient sie sich der Form des Briefes, einer literarisierten Mündlichkeit, und betont so den Vorrang des Redens und Hörens vor dem Sehen im autobiographischen Diskurs. Das in idealer Ergänzung entworfene Verhältnis der Freundinnen zueinander wird u.a. bezogen auf die mythologischen Figuren von Narziß und Echo. Indem Bettine von Arnim die Günderode als „lieben Wiederhall“ anspricht, vermeidet sie die Festbeschreibung eigener Identität und plädiert statt dessen für eine beglückende Selbstwahrnehmung im Resonanzraum der anderen.

Erstpublikation

Germanisch-Romanische Monatsschrift (GRM) N.F. 46 (1996), S. 424-438.

Vorlage:

Word-Datei der Autorin

Autorin:

Prof. Dr. Carola Hilmes
Goethe-Universität Frankfurt am Main
Institut für Deutsche Literatur und ihre Didaktik
Gr neburgplatz 1
D-60316 Frankfurt am Main

E-Mail: c.hilmes@lingua.uni-frankfurt.de

„Lieber Wiederhall“

Bettine von Arnim: Die Günderode – Eine dialogische Autobiographie

Bettine schreibt an die Günderode: „jeder soll neugierig sein auf sich selber und soll sich zu Tage fördern wie aus der Tiefe ein Stück Erz.“¹ Eine Selbsterkundung im Medium der Literatur nennen wir Autobiographie, eine vom Autor mit eigener Hand verfaßte Beschreibung seines zurückliegenden Lebens. Obwohl die Formen der Selbstbiographie durchaus variieren, gibt sich diese Gattung meist schon auf dem Titelblatt zu erkennen, enthält aber in jedem Fall sichere Indizien, die die Ähnlichkeit zwischen erzählter Geschichte und gelebtem Leben verbürgen.² Die Selbstvergewisserung in der Autobiographie ist immer auch mit Blick auf andere, die potentiellen Leser, geschrieben. Ganz traditionell richtet sie sich als Vermächtnis an die eigenen Kinder und an die Freunde oder an die Nachwelt ganz allgemein zur Ermahnung und Erbauung. Bekenntnisse, ob als Selbstanklage oder als Selbstrechtfertigung konzipiert, brauchen der Anlage nach eine höhere Instanz, die über den Autobiographen und das von ihm erzählte Leben urteilt. In der Regel spekuliert eine Lebensbeichte auf Absolution, kalkuliert die Selbstentblößung mit einem Publikum, dessen voyeuristische Neigungen sich mit dem autobiographischen Impuls treffen. Bettine will ihr Innerstes der Freundin „zu Lieb zu Tage fördern“: „daß ich eine Gabe Dir wollt geben von meiner Seele“ (S. 487), schreibt sie. Und im selben Brief heißt es bestätigend: „ich gab Dir treulich wies Echo, was wiederhallte aus mir. Ach!“ (S. 488)

1) *Die Briefbücher: Publikationen ,unter falschem Namen‘*

Spät und mit einer Geste vorgeblicher Bescheidenheit tritt Bettine von Arnim an die literarische Öffentlichkeit: *Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. Seinem Denkmal* (1835), *Die Günderode* (1840), *Dies Buch gehört dem König* (1843), *Clemens Brentanos Frühlingskranz. Aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte* (1844). All diese Briefwechsel weisen starke Bearbeitungen auf und umfängliche Ergänzungen, so daß es geboten erscheint, in Bettine mehr als nur eine Herausgeberin zu sehen. Aus der jugendlichen Briefschreiberin ist offensichtlich eine Autorin geworden, ohne daß ihr ‚Werk‘ allerdings sonderlich dem Zeitgeist verpflichtet wäre. Besonders der literarisierte Briefwechsel mit der Freundin enthält Züge eines in

¹ Bettine von Arnim, *Clemens Brentanos Frühlingskranz. Die Günderode*, hrsg. von Walter Schmitz, Frankfurt/M.: Dt. Klassiker Verlag 1986, S. 468; die Zitate im Text beziehen sich auf diese Ausgabe. – Um die Differenz zwischen den historischen Personen Bettine von Arnim, d. i. Anna Elisabeth von Arnim, geb. Brentano (4. 4. 1785 – 20. 1. 1859) und Karoline von Günderode (11. 2. 1780 – 26. 7. 1806) einerseits und ihrer literarisierten Präsentation andererseits kenntlich zu machen, behalte ich in meiner Interpretation die im Briefbuch der Arnim benutzte Schreibweise bei und schreibe „Günderode“. Bezeichnenderweise läßt sich eine entsprechende Unterscheidung im Falle der Herausgeberin und Autorin nicht machen. Die Schreibweise ist vollends uneinheitlich: „Bettine“ in der Anrede und als Unterschrift der Briefe, „Bettina“ auf dem Titelblatt. (Die älteren Ausgaben dieses Briefbuches lauten „*Bettina von Arnim: Die Günderode*“; so z. B. die 2 Bde, hrsg. mit Benutzung ungedruckten Materials von Waldemar Oehlke, Berlin: Propyläen 1920). In der Sekundärliteratur, insbesondere der älteren, wurde nicht immer auf eine korrekte Schreibweise geachtet, was zu einigen Verwirrungen führen kann.

² „Die Autobiographie ist kein Rätselraten“ (S. 27), sondern ein zwischen Autor und Leser geschlossener „Referenzpakt“ (vgl. Philippe Lejeune, *Der autobiographische Pakt*, aus dem Französischen von Wolfram Bayer und Dieter Hornig, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1994, S. 27).

die Moderne weisenden Selbstverständnisses. Nicht aus der monologischen Erinnerung soll ihr Selbstbild entstehen, sondern aus dem Wildwuchs des privaten Dialogs. „Rede, damit ich dich [mich] sehe.“ Und Bettine redet in der Tat viel „fabelig Zeug“ (S. 308).

„Ich soll Dein faselig Wesen zur Besonnenheit bringen“, schreibt die GÜnderode an die Freundin, „ich mache mir selber Vorwürfe und kann doch nach allem Überlegen zu keinem besseren Resultat kommen als eben Dich ganz Dir selber überlassen.“ (S. 469) Weder sich selbst noch ihrer Umwelt steht Bettine Rede und Antwort, sondern wie ein Schmetterling haspelt sie über sich selbst hinweg, bekennt sie (vgl. S. 471). Ordnung und Konsequenz lagen Bettine nicht (vgl. S. 310), aber auf ihre Ehrlichkeit, den wahrhaftigen Ausdruck ihrer Empfindungen ließ sie nichts kommen. Mit dem *Günderode-Buch* setzt sie der früh verstorbenen Freundin ein Denkmal, das die Dichterin in der Folgezeit dann wirklich vor dem drohenden Vergessen bewahrt hat. Zugleich aber, und das ist nicht weniger wichtig, verschafft sie sich dabei selbst Gehör. Jedenfalls ist das, was Bettine der Freundin in den Mund legt, oft genug zugleich als Selbstaussage zu verstehen. Im Brief-Dialog mit der GÜnderode geht es immer auch um Zwiesprache mit sich selbst. Demgegenüber wirkt das Goethe-Buch eher wie ein Kompendium bewußt inszenierter Selbstbilder. Ursula Liebertz-Grün liest *Goethes Briefwechsel mit einem Kinde* als Dezentrierung durch Vervielfältigung und interpretiert dieses Buch der Arnim als eine Persiflage auf den damaligen Goethekult.³ Eine ‚phantasiegetreue Wiedergabe der Vergangenheit‘ hat darin die historische Wahrheit abgelöst.⁴ Im Briefwechsels mit dem Bruder schließlich ist das Bemühen maßgeblich, Authentizität durch Dokumentation zu erreichen: *Clemens Brentanos Frühlingkranz. Aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte*. Dieser Briefwechsel, ca. 80 Briefe aus den Jahren 1800 bis 1803, ist der am wenigsten bearbeitete; in ihm kommen die Geschwister anteilig zu Wort.

In allen ihren Briefbüchern nennt sich Bettine von Arnim nicht ausdrücklich als Autorin, die Titel tragen vielmehr die Namen der anderen – den des Dichtersfürsten aus Weimar, den der Freundin, den des Bruders. Es sind Bücher des Andenkens und der Verehrung, Widmungsbände gleichsam.⁵ Daß Bettine ‚unter falschem Namen‘ publiziert, ist nicht nur eine Konzession an die damals üblichen Restriktionen gegenüber weiblicher Autorenschaft,⁶ sondern auch Hinweis darauf, daß Identität und Maskenspiel für sie eng zusammenhängen. Trotz aller Unterschiede der Briefbücher und trotz der Ausrichtung auf den jeweils anderen, geht es Bettine von Arnim vorrangig um die Versicherung ihrer Selbsteigenheit. Zur gelingenden Selbstverständigung braucht sie den bzw. die anderen, denn ohne sie, auch ohne die Abhängigkeit von ihnen, ist ihr das eigene Leben gar nicht denkbar, wahrscheinlich auch nicht wünschbar. Ob sie damit den Briefpartner überfordert, kümmert sie nicht. Karoline ermahnt die Freundin:

„verbring Deine Nächte nicht ohne Schlaf, klettere nicht auf die Dächer und Bäume, daß Du den Hals

³ Vgl. Ursula Liebertz-Grün, *Ordnung im Chaos. Studien zur Poetik der Bettine Brentano-von Arnim*. Christa Wolf zum 60. Geburtstag, Heidelberg: Winter 1989. Bei ihrer Argumentation kann sie u. a. eine Feststellung Bettines als Beleg anführen kann, die Karl Hartwig Gregor von Meusebach überlieferte: „so außerordentlich war ich gar nicht in Goethe verliebt; ich mußte nur jemanden haben, an dem ich meine Gedanken usw. auslassen konnte.“ (Vgl. ebd., S. 7)

⁴ Vgl. Wolfgang Bunzel, „Phantasie ist die freie Kunst der Wahrheit“. Bettine von Arnims poetisches Verfahren in *Goethes Briefwechsel mit einem Kinde*, in: Internat. Jahrbuch der Bettina-von Arnim-Gesellschaft, Bd. 1, 1987, S. 7-28.

⁵ Der 1843 erschienene Band *Dies Buch gehört dem König* hat die Widmungsadresse direkt zum Titel erhoben. Da dieses Werk von vornherein als erfundenes Gespräch konzipiert ist, gehört es im strengen Sinne nicht mehr zu den autobiographischen Briefbüchern der Arnim.

⁶ Vgl. für diesen Problemkreis: Barbara Hahn, *Unter falschem Namen. Von der schwierigen Autorenschaft der Frauen*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1991.

nicht brichst, und denk, daß dies der Weg nicht ist, Deine Gesundheit zu stärken. [...] Glaubst Du denn, daß ich ruhig bin, wenn Du so mit mir sprichst, von einem zum andern springst, daß ich Dich jeden Augenblick aus dem Auge verliere. Du hebst mich aus den Angeln mit Deinen Wunderlichkeiten!“ (S. 413)

Bettine, das ‚romantische Kind‘,⁷ stellt sich im Rückblick dar in dem von ihr überarbeiteten, zum Teil wohl auch neu geschriebenen Briefwechsel mit der Freundin, der weder als historisches Dokument noch als fiktionale Geschichte verstanden werden darf. *Die Günderode* ist vielmehr autobiographisch zu lesen, wobei, und das ist charakteristisch für dieses Briefbuch, die zeitliche Distanz ebenso reflektiert wird wie die Differenz zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung; außerdem enthält es offensichtliche Altersreflexionen (vgl. S. 700) und eine Reihe von Hinweisen zum literarischen Verfahren, etwa auf ein mögliches „Editionsprinzip“ (vgl. S. 598). Trotz dieser differenzierten Anlage wird, und das ist verwirrend, in diesem literarisierten Briefwechsel kein eindeutiges und klares Selbstbild vorgestellt. Karoline, als Vermittlerin und Korrektiv der Bettine im *Günderode-Buch* eingeführt, fordert die Freundin auf: „Schreibe mir ein bißchen ordentlich über das Chaos Deiner Verwirrungen“ (S. 683). Diesem Ansinnen kommt die Arnim in ihrer wildwuchernden Korrespondenz nicht nach: „Sei nachsichtig gegen mich, ich muß Dir alles zurufen lieber Wiederhall keine Sorge um mich wenn Dirs nicht wie gesunder Menschenverstand vorkommt“ (S. 628).

2) Briefe: geschriebenes und gelesenes Leben

Bettine verweigert sich geregelter Bildung, auf entsprechende Ermahnungen und Disziplinierungsversuche ihres Bruders Clemens geht sie nicht ein: Sie will sich nicht bilden und auch nicht im Schreiben üben. Immer wieder hat man ihr nachgesagt, sie *sei* die Poesie, und gefolgert, sie könne deshalb nicht dichten. „Du kannst nicht dichten, weil Du das bist was die Dichter poetisch nennen, der Stoff bildet sich nicht selber, er wird gebildet“ (S. 436). Bettine gesteht diese ‚Unzulänglichkeit‘ bzw. ‚Unfähigkeit‘ zu und wirft sich um so intensiver aufs Briefeschreiben.⁸ Später wird sie ihr ‚Defizit‘ ummünzen und literarisches Kapital aus ihrer Korrespondenz schlagen. Der Freundin, die Gedichte schreibt und philosophische Fragmente verfaßt, eröffnet sie: „ich kann mir nichts denken als nur ein Leben wie es gerade dicht vor mir liegt, mit Dir auf der Gartentreppe, oder am Ofen, ich kann keine Fragmente schreiben, ich kann nur an Dich schreiben“ (S. 317). Alles will sie der Freundin mitteilen, so wie es ihr gerade in den Kopf kommt, so wie es sich gerade ereignet hat. Bettines Briefe sind Texte aus dem Leben, voller Anekdoten und Alltäglichkeiten. „Wie wir hier leben das will ich Dir erzählen.“ (S. 314) Sie erzählt völlig unstrukturiert, Gespräche gibt sie oft in direkter Rede wieder. Sie schreibt, wie sie spricht. Inhaltlich sind ihre Briefe höchst vielfältig: philosophisch Bedeutendes steht neben ganz banalen Ereignissen, intime Bekenntnisse und religiöse Überlegungen neben Klatsch und dem Wetterbericht

⁷ Bettine schreibt: „sie halten mich ja doch für ein Kind, weil ich keine Gesellschaftsmannieren hab“ (S. 338). Hierbei ist die Hochschätzung des Kindlich-Natürlichen (S. 616), von sich aus Wahrhaftigen, kurz: das „Naive“ (S. 340) mitzudenken.

⁸ „Ich kann nicht dichten wie Du Günderode, aber ich kann sprechen mit der Natur“ (S. 331). In einem späteren Brief erläutert Bettine der Freundin: „Ich hab wohl einen dunklen Begriff warum ich nicht dichte, weil eben das Tiefe was mich gewaltig ergreift, so daß es elektrische Kraft auf die Sprache hätte, etwas ist was sich in der Empfindungswelt nicht legitimiert, oder um schneller und ohne Umweg mich auszudrücken; weils Unsinn ist was mir in der Seele wogt, weils *Unsinn* ist was meine Gedanken mir vorbeten, weils Unsinn ist der mich ahnend als höchstes Gesetz der Weisheit ergreift.“ (S. 632)

– eine schier unendliche Flut von Mitteilungen, die weder Anfang noch Ende haben, sondern immer wieder neu mit einer Anrede begonnen und mit einer Unterschrift beendet werden. Genaue Daten fehlen meist, oft auch die obligatorischen Abschiedsgrüße. Leben und Schreiben sind für die Arnim nicht getrennt, sondern greifen ineinander, wobei Reflexionen und Empfindungen aufs engste miteinander verwoben sind. Was sie der Freundin schreibt und diese ihr antwortet, ist reinster Selbstausdruck, der den Status einer Autobiographie dadurch erhält, daß die Briefe nachträglich zusammengestellt, bearbeitet und ergänzt worden sind. Die unkonventionelle Form der Selbstbiographie läßt vermuten, daß sich darin ein entsprechendes Selbstverständnis ausdrückt. In Briefen und Briefwechseln, die keine literarischen Werke im traditionellen Sinne sind, findet Bettine, die als besonders „romantisch“ (lebendig) und zugleich als besonders „unordentlich“ gilt, die ihr gemäße Ausdrucksform. Sie ist durchaus künstlerisch zu nennen.

„Dein Brief macht mir Freude, es ist ein gesundes, munteres Leben darin, das ich immer lieb in Dir gehabt habe“ (S. 394), schreibt Karoline der Freundin. Wie Leben und Schreiben ineinandergreifen, dokumentieren Briefe am besten. In dem Maße, wie das Briefeschreiben in den Status der Kunst erhoben wird – und bei den Briefbüchern der Bettine handelt es sich um einen bewußten Akt der Gestaltung –, erfährt die romantische Forderung, Kunst und Leben zu synthetisieren, eine nachhaltige Beglaubigung. Bettine, das romantische Kind, wählt den künstlerisch überformten Briefwechsel als die ihr adäquate Form der Selbstaussage. Im Rahmen einer frühromantischen Poetologie, die eine Mischung aller Gattungen fordert, kann der Brief als „äußerst romantisch“ gelten, und Friedrich Schlegel nannte den „Roman selbst eine Art von Brief“.⁹ Einer solchen Auffassung weiß sich auch das *Günderode-Buch* der Bettine von Arnim verpflichtet:

„Dein Brief liebe Bettine ist wie der Eingang zu einem lieblichen Roman, ich habe ihn genippt wie den Becher des Lyäus der ein Sorgenbecher ist [...]. Lasse Deine Briefe recht heiter sein ohne schwermütigen Nachklang, Deiner Natur ist eine freie ungehemmte Lebenslust gemäß [...]. Du bist wie eine Pflanze, ein bißchen Regen erfrischt Dich, die Luft begeistert Dich und die Sonne verklärt Dich.“ (S. 361)

Im 18. Jahrhundert, dem Jahrhundert des Briefes, hatte die Nobilitierung der Gebrauchsprosa den Frauen den Zugang zur Literatur erleichtert, und die Literarisierung des Briefes gestattete ihnen, unter Anerkennung herrschender Regeln, als Schriftstellerinnen an die Öffentlichkeit zu treten. Bettine von Arnims Briefbücher sind eine späte Replik auf diese Entwicklung: Sie knüpft daran an und biegt sie um, indem sie die Grenze zwischen Dichtung und Wahrheit, erlebter Realität und zusammenphantasierter eigener Welt verwischt. War der Briefroman im 18. Jahrhundert in den Kanon des Anerkannten aufgestiegen, stellt nun Bettine von Arnim die Norm ins Leben zurück. Damit weist sie, revolutionäre Vorstellungen der Frühromantik aufgreifend, in die Moderne, zugleich bleibt sie dabei aber auch sich selbst und einer auf Autonomie zielenden Aufklärungstradition treu, die sie allerdings spezifisch uminterpretiert. Was ihre Briefbücher gegenüber anderen, kanonischen Werken auszeichnet, ist die Betonung der Mündlichkeit. Bekanntlich wurde der Brief stets als „Abbild der eigenen Seele“ verstanden, wodurch er sich in besonderem Maße zum Medium der Selbstaussage eignet, und außerdem gilt er bereits seit der Antike als „gleichsam die eine Hälfte des Gesprächs“. Auch Gellert, dessen programmatische Schrift von 1751 den traditionell strengen und reglementierten Briefstil reformierte und die „Kunst einer gewollten Kunstlosigkeit“ in Briefen propagierte, erläutert:

⁹ Friedrich Schlegel, *Kritische Ausgabe*, hrsg. von Ernst Behler, Paderborn/München/Wien: Schöningh 1963, Bd. 18, S. 494 (Nr. 222).

„Das erste, was uns bey einem Briefe einfällt, ist dieses, daß er die Stelle eines Gesprächs vertritt. Dieser Begriff ist vielleicht der sicherste. Ein Brief ist kein ordentliches Gespräch; es wird also in einem Briefe nicht alles erlaubt seyn, was im Umgange erlaubt ist. Aber er vertritt doch die Stelle einer mündlichen Rede, und deswegen muß er sich der Art zu denken und zu reden, die in Gesprächen herrscht, mehr nähern, als einer sorgfältigen und geputzten Schreibart. Er ist eine freye Nachahmung des guten Gesprächs.“¹⁰

Daß diese neue, natürliche und lebendige Schreibweise in Briefen „insonderheit den Frauenzimmern“ zugute käme, wie Gellert meint, ist den gängigen Klischees des Weiblichen geschuldet und soll hier nicht diskutiert werden. Seine Betonung des dialogischen Charakters der Briefe aber weist über seine Zeit hinaus und gewinnt an Relevanz im Zusammenhang einer Diskussion um Grundstrukturen dezidiert moderner Schreibweisen.¹¹ Im literarisierten Dialog mit der Freundin, der die Korrespondenz mit der Günderode zur Grundlage der Selbstvergewisserung und der künstlerischen Selbstdarstellung nimmt, erprobt Bettine von Arnim solche neuen Ausdrucksweisen. Der Brief, insbesondere durch seinen reformierten ‚lebendigen‘ Stil, der dem freien Gespräch nachgebildet ist, eignet sich zur Selbstdarstellung in ausgezeichneter Weise, weil er gleichermaßen poetisch und authentisch ist. „Das Wichtigste an der Poesie ist, was an der Rede es auch ist, nämlich die wahrhaftige unmittelbare Empfindung die wirklich in der Seele vorgeht“ (S. 645), schreibt die Günderode, das Dichtungs- und Selbstverständnis der Freundin erläuternd. Dieser ästhetische Kontext läßt es geradezu zwingend erscheinen, für die Selbstdarstellung die Form des Dialogs zu wählen. Bettine von Arnim realisiert ihre Autobiographie im Briefwechsel, mithin als geschriebenes und gelesenes Leben.¹² Briefe verwirklichen das künstlerische Gebot der Romantik besonders gut, denn sie realisieren die geforderte Authentizität, indem sie Mündlichkeit mit Schriftlichkeit, das Lebendige und das Literarische miteinander verbinden. Briefe werden so geschrieben, wie man spricht, den Inhalt diktiert das Leben selbst. Es darf nicht verwundern, daß die Freundinnen in ihrer Korrespondenz häufig nicht aufeinander eingehen, weil nämlich oft an verschiedenen Tagen geschriebene Briefe zu einem dicken Briefpaket zusammengebündelt werden (vgl. S. 624). Außerdem überschneiden sich Briefe auch, so daß die Antworten, wenn überhaupt, immer zu spät kommen. „Mit der einen Hand hab ich meinen Brief dem Bot gereicht, mit der andern Deinen genommen“ (S. 365). Wichtiger als die direkte Replik und die inhaltliche Auseinandersetzung im Detail ist der Dialog als Modell der Selbstverständigung, wobei die einzelnen Mitteilungen und Geschichten von untergeordneter Bedeutung sind.

3) Die Freundinnen: Opposition und Wiederhall

Etwas befremdlich mag dem heutigen Leser das noch auf künstlerische und gesellschaftliche Utopie hoffende Pathos anmuten, eine immer wieder Gott und die ganze Natur zitierende Weltfrömmigkeit,

¹⁰ Christian Fürchtegott Gellert, *Briefe nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen*, Berlin: Euphorion 1921, S. 8f.

¹¹ Ob diese dann sinnvoll wiederum weiblich genannt werden sollen, möchte ich offen lassen; zumindest ist aber soviel festzuhalten, daß es sich nicht um eine Autorinnen privilegierende Schreibweise handelt.

¹² Im *Günderode-Buch* wird Briefwechsel als regelrechter Dialog zu Beginn des zweiten Teils exemplarisch vorgeführt, wo vergleichsweise kurze Briefe direkt aufeinander antworten (vgl. S. 568ff.); ansonsten sind die Bezüge der Briefe aufeinander nicht sehr eng. – Insgesamt überwiegen die Briefe der Bettine an die Günderode (18 im ersten, 19 im zweiten Teil), während die Günderode mit nur 23 Briefen an die Freundin präsent ist (davon 13 im ersten und 10 im zweiten Teil); allerdings hat die Arnim im *Günderode-Buch* eine Reihe von Texten und Gedichten der Freundin beigegeben, so daß die Dominanz ihrer eigenen Briefe zurückgenommen ist.

die unter dem Titel „Schwebe-Religion“ firmiert und eine Erlösung der Natur im Geist der Romantik anstrebt (vgl. S. 531).¹³ Das *Günderode-Buch* kann aber auch ohne diese problematischen Voraussetzungen – einschließlich der prekären Selbstidentifikation von (Kind-)Frau und Natur (-Poesie)¹⁴ – verstanden werden. Es stellt zwei Frauen zugleich vor, ist Biographie und Autobiographie in einem. Karoline von Günderode kommt dabei nie direkt zu Wort, es sei denn, man wollte ihre Dichtungen, die dem *Günderode-Buch* beigegeben sind, schon als die der Künstlerin gemäße Lebensbeschreibung verstehen. (In diesem sehr weit gefaßten Sinne wären dann jedoch alle literarischen Werke unterschiedslos als autobiographisch zu lesen, eine wünschenswerte begriffliche Trennschärfe wäre damit aufgegeben.) Aber auch die Verfasserin des Briefbuches gibt keine unmittelbare Darstellung ihres Lebens bzw. ihrer Jugend, denn indem sie im Briefwechsel die Freundin an ihrer Lebensgeschichte mitschreiben läßt, überschreitet sie Gattungsgrenzen und verwischt Geltungsbereiche, so daß beim Lesen *Der Günderode* eine Irritation über den Status der Selbstaussage entsteht. Irritierend ist, daß Bettine von Arnim sich in Opposition zur Freundin begreift und zugleich aus ihrem Widerhall; der Relationsbegriff ‚die Freundin‘ drückt ihr Verhältnis deshalb genau aus.

Das Verhältnis der beiden Frauen zueinander – im *Günderode-Buch* ausschließlich durch Bettine von Arnims gestaltet – wird meist über Gegensätze verdeutlicht. „Günderode, ich wollt Du wärest ein regierender Herr und ich Dein Kobold, das wär meine Sach, da weiß ich gewiß daß ich gescheut würde vor lauter Lebensflamme. Aber so!“ (S. 350). An anderer Stelle sieht Bettine in der Freundin „Platon“, den in Dialogen lehrenden Philosophen, sich selbst sieht sie als Schüler „Dion“ (vgl. S. 332). Die Günderode gilt ihr als weise, besonnen und edel, hat also einen kontemplativen Charakter und neigt zur Melancholie. Demgegenüber stellt sie sich als lebensvoll, ausgelassen und übermütig dar. Interessant ist, daß sie einmal sich selbst als Morgenstern bezeichnet und die Freundin als Abendstern (S. 418), so als verkörperten die beiden Frauen die Tag- und die Nachtseite des einen Sterns, der den Namen der Liebesgöttin trägt. In diesem Vergleich wird die Bezogenheit der Freundinnen aufeinander betont, ohne ihre Verschiedenheit zu nivellieren. In einer solchen Konstruktion muß eine grundsätzliche gleiche Berechtigung der beiden Frauen angenommen werden, denn nur so lassen sie sich in Opposition und als ‚ideale‘ Ergänzung zueinander begreifen. Eine solche Komplementarität integrativer Bestandteile eines Ganzen läßt sich mit der traditionellen Vorstellung von Autonomie nicht mehr vereinbaren, sondern erfordert eine neue Konzeption, die die gegenseitige Beeinflussung und die gemeinsame Integrationsleitung von Teilen erfaßt, die nur im gemeinschaftlichen Wechselspiel ihrer Differenzen die prozessuale Identität eines Ganzen konstituieren.¹⁵ Diese Form des Selbstverständnisses entfaltet Bettine in ihrem *Günderode-Buch*.

Einmal ist davon die Rede, daß die durch Karoline verkörperte Weisheit und die durch Bettine verkörperte Tapferkeit einander unterstützen müssen (S. 455), um zur ganzen Erfahrung ihrer Individualität zu gelangen. An diesem Ideal der Ganzheitlichkeit der Person hält Bettine fest und

¹³ In diesem Kontext zu erwägen, ist die Verwandtschaft bzw. Nähe der Sprachauffassung Bettine von Arnims zur Poetologie Hölderlins (vgl. S. 544ff.); vgl. hierzu auch: Ralph-Rainer Wuthenow, *Das Hölderlin-Bild im Briefroman „Die Günderode“*, in: *Homburg vor der Höhe in der deutschen Geistesgeschichte. Studien zum Freundeskreis um Hegel und Hölderlin*, hrsg. von Christoph Jamme und Otto Pöggeler, Stuttgart: Klett-Cotta 1981, S. 318-330.

¹⁴ St. Clair (Sinclair), aber auch die Freundin, sehen in Bettine das „Naturkind“ (S. 421), und sie selbst weist sich, darin ist sie ganz konventionell, immer wieder Charakterzüge und Eigenschaften zu, die durch Pflanzenmetaphern gekennzeichnet sind. Hierin stimmt sie mit der Freundin überein (vgl. S. 361) und greift noch im Alter diese Legende wieder auf, um sie fortzuspinnen.

¹⁵ In Ermangelung eines entsprechenden affirmativen Gegenbegriffs zu ‚Autonomie‘ bietet sich der Terminus ‚Mutuality‘ an, da dieses Wort sowohl ‚Gemeinsamkeit‘ als auch ‚Gegenseitigkeit‘ beinhaltet und fremd genug ist, um die Fallen traditionellen Sprachgebrauchs zu vermeiden.

gibt ihm zugleich ein in sich differenziertes Bild. Die Hochschätzung der Freundin, an der sie es nie hat fehlen lassen, ist dabei Reflex der Selbstachtung. Wenn Bettine, wie so oft, das Gefälle zu Karoline betont, die sie weit über sich selbst stellt, ist das lediglich eine Variante im Spiel der Entgegensetzungen und keineswegs als Selbsterniedrigung zu verstehen. Was die beiden Freundinnen unerschütterlich miteinander verbindet, ist ihr Vertrauen, mit dem sie sich wechselseitig auszeichnen: „ich kann vor niemandem sprechen wie vor Dir“ (S. 377). In einem späteren Brief bekennt Bettine ihre große Nähe zu Karoline einmal so: „mit Dir hab ich wie eine Musik empfunden, so daheim war ich gleich“ (S. 382). Diese tiefe Zuneigung zueinander gestattet, sogar Differenzen zu sehen und zu akzeptiert: „Ich und Du, uns berührt nichts in unserer Eigentümlichkeit mit einander“ (S. 343).

Es ist erstaunlich, daß sich die beiden so unterschiedlichen Frauen in einem Punkt einig sind, in ihrer Opposition gegen eine konventionelle Zuschreibung des Geschlechtscharakters, die sie beide ablehnen und verkehren. Bettine weist sich selbst des öfteren männliche Rollen zu: „Ach ich möchte ein Knabe sein“ (S. 417), die Günderode nennt sie zuweilen ihren älteren Bruder (S. 569). Karoline verhält sich in dieser Frage gleichermaßen wechselnd, obwohl ihr nicht ganz so viele Masken und Kostüme zur Verfügung stehen: „mir sind nicht allein durch meine Verhältnisse, sondern auch durch meine Natur engere Grenzen in meiner Handlungsweise gezogen“ (S. 724). Ein Aufbegehren gegen gesellschaftliche Zwänge, insbesondere gegen die begrenzten weiblichen Handlungsspielräume, verbindet also die beiden sonst gegensätzlichen Freundinnen. Außerdem ist ihnen ein Reich der Wunschträume gemeinsam: Sie treffen sich in einem Land der Phantasie, unternehmen dort Reisen (vgl. S. 504ff.) und fühlen sich immer verbunden und verstanden, wenn sie miteinander sprechen oder sich Briefe schreiben. Der Austausch mit Karoline ist für Bettine von existentieller Bedeutung, weil aus dem Widerhall der Freundin ihre eigene Stimme zurückschallt und ihr dadurch zu einem Selbstverständnis allererst verhilft.

„Ich muß Dir alles sagen, alles was mit luftiger Eile sich mir durch den Kopf schwingt. – Ist mirs doch als fahren wir auf Wolken dahin, und meine Worte verhallen in der Weite, aber ich muß Dir rufen – wie ich Dich dahinschwimmen seh am Himmelseozan als hätten Dich die Winde aufgerafft – und mich auch, und als flög Dein Wolkenpferd weit vor mir; – meine Stimme flattert an Dich heran: Du hörst doch?“ (S. 663)

Die Selberlebensbeschreibung der Arnim im *Günderode-Buch* betont immer wieder den Vorrang des Redens und Hörens, wenn es darum geht, zu einem der eigenen Person angemessenen Selbstverständnis zu gelangen. Das in Autobiographien traditionellerweise sich Autonomie zuschreibende Ich gerät im Rahmen eines solchen Modells in die Abhängigkeit von einem Gesprächspartner, jemandem, der sowohl zuhört als auch Antworten gibt und dadurch in die Geschichte des Ich hineinredet, sie mitbestimmt. Diese Abhängigkeit wird allerdings dadurch konterkariert, daß die Freundin Bettine nicht wirklich vorschreibt, wer sie zu sein oder was sie zu tun hat. Vielmehr schreibt Bettine der Freundin die Rolle des Echos zu, Karoline dient ihr also lediglich als Widerhall. Ein Echo wirft die eigene Rede leicht verändert zurück.¹⁶ Was das Echo sagt, weiß die Rufende natürlich im voraus, und trotzdem kann es ihr als Orientierung dienen, ist es ihr zur Selbstorientierung zumindest unerlässlich. Bettines Weg zu sich selbst führt über das Gespräch mit der Freundin. Manchmal redet Bettine die Günderode direkt als Widerhall an,

¹⁶ „Mein Brief ist zerstreut geschrieben, das ist, weil ich Dich suche, – sonst stehst Du vor mir wenn ich Dir schreibe, da spreche ich mit Dir, die Hälfte sind da meine Gedanken, und die Hälfte Deine Antwort, denn ich weiß allemal was Du antwortest wenn ich Dir was sage; so lerne ich immer das Tiefere, das Weise, das Bestätigende aus Dir. – Die Post geht ab [...] – Ach käm doch ein Brief.“ (S. 709)

wodurch erhellt, daß nicht die Freundin als wirkliche Person angesprochen wird, sondern als der „Genius“, der Bettine die eigene Stimme zurückwirft:

„Lieber Widerhall, ich hab Dir was zu sagen, von meiner schmerzlichen Langenweil, die ich bei allem empfinde, weil ich immer noch nichts von Dir weiß, ich mein, wann ich nicht rufe so muß Du rufen, aber Nein, Du bist der Widerhall, und ich darf nun nicht eher hoffen als bis mein Rufen bei Dir angeschlagen hat.“ (S. 624)

An dem *Günderode-Buch* läßt sich ein Modell der Verständigung und des Umgangs ablesen, das nicht auf der traditionellen Autonomievorstellung beharrt, sondern vielmehr die Forderung nach persönlicher Identität sowie die Vorstellung von dem einen, unteilbaren und unveränderlichen Kern des Ich preisgibt zugunsten eines im Gespräch sich entfaltenden Selbstverständnisses, das sich durch Wandelbarkeit auszeichnet und durch freundschaftlichen Austausch, wobei erst die Verwiesenheit auf einen Gesprächspartner die Chance der eigenen Anerkennung birgt.¹⁷ Diese Form der Verständigung wechselt vom Modus des Schreibens in den Modus des Sprechens. Der geordnete Selbstaussdruck wird dabei durch spontane Äußerungsformen abgelöst, wie sie insbesondere durch Briefe ermöglicht werden. In diesem Sinne ist für Bettine von Arnim ihre Korrespondenz Medium der Selbsterfahrung:

„Dem Clemens hab ich geschrieben, einen langen Brief, und ihm auch von Dir gesagt, daß Du ihm gut bist, und daß ich Dir lange Briefe schreibe auf die Du nur kurz oder auch wohl gar nicht antwortest. Ich hab ihm erzählt, ich spreche zu Dir, wie zum Widerhall um mich zu fühlen, zu hören, und lege meinen Gedanken und Einbildungen keinen Zaum an; und daß es sei, als ob ein guter Genius diese Briefe hervorbringe“ (S. 677).

4) *Der Vorrang des Redens und Hörens: das polyphone Ich*

Das Selbstverständnis der Arnim, wie sie es im *Günderode-Buch* darlegt, zielt nicht auf eine inhaltliche Übereinstimmung der beiden Freundinnen, die bei aller Nähe ihre Verschiedenheit kennen und respektieren. Ihre Differenzen und ihre Distanz werden vielmehr zur Voraussetzung eines gelingenden Gespräches, wie es sich in ihrem Briefwechsel ausdrückt. Vorrangig wichtig ist, daß miteinander gesprochen wird, viele Briefe gewechselt werden, denn erst dadurch kann es für Bettine überhaupt zu einer Erkundung des eigenen Ich kommen. Dementsprechend schreibt sie an die Freundin: „da dacht ich wenn ich von Dir fern wär da würd ich in Briefen wohl Dir die ganze Tiefe meiner Natur offenbaren können – Dir und mir; und ganz in ihrer ungestörten Wahrheit wie ich sie vielleicht noch nicht kenne“ (S. 485). Bettine also lernt sich selbst überhaupt erst kennen, indem sie sich der Günderode mitteilt. In diesem Austausch entsteht allerdings kein festgefügtes Bild ihrer Person, da sie sich nachhaltig weigert, sich ein klares, unveränderliches Profil zuzuschreiben. Was sie stattdessen immer wieder in den Vordergrund rückt, ist der Prozeß der Selbstverständigung:

¹⁷ Ob die von Bettine von Arnim im *Günderode-Buch* verfochtene Schwebel-Religion, die ebenfalls in Gesprächen entfaltet werden soll und offensichtlich in enger Verbindung mit ihrer Sprachauffassung steht (vgl. S. 445ff.), der traditionellen Hermeneutik eines Schleiermachers verpflichtet ist oder aber eher der frühromantischen Konzeption des Symphilosophierens nahesteht, kann hier nicht entschieden werden. Es ist wohl eine Frage der Akzentuierung, ob die Balance mehr betont oder der Moment des Entgleitens ins Auge gefaßt wird. Die Differenzlinie verläuft zwischen Übereinstimmung und Abweichung. (Vgl. für diese Fragestellung auch: Sabine Schormann, *Bettine von Arnim. Die Bedeutung Schleiermachers für ihr Leben und Werk*, Tübingen: Niemeyer 1993.)

„Und so oft hab ich in Dir erkannt was ich in mir selber nicht zur Gewißheit bringen konnt! – wenn mir ahnte. [...] – wie viel sich kreuzende Stimmen hast Du doch entwirrt in meiner Brust, und meine wilde Gedankenlosigkeit – Du hast sie so sanft eingelenkt, und mir gelehrt, freudig mit spielen. – Der Sinn der Welt ist mir einleuchtend geworden durch Dich“ (S. 716).

Existentiell auf den Widerhall der Freundin angewiesen, vermag Bettine nur durch dieses Echo zu einem Verständnis der Welt und der eigenen Person vorzudringen, das einen entsprechend ungesicherten und vorläufigen Charakter hat. Die „Dialogizität des Wortes“ (M. Bachtin) hat für Bettine also grundlegende Bedeutung und wird in *Die Günderröde* in diesem Sinne programmatisch eingesetzt.¹⁸ Selbstwahrnehmung im Resonanzraum der anderen, ein daraus resultierendes Überlagern der Stimmen, auch das zum Teil Uneindeutige und Unspezifische der Rede bringen ein plurales, besser: ein polyphones Ich hervor. Bettine hat viele Register, wie eine Orgel.¹⁹ Die Äußerungsform ihres „innersten Selbst“ ist wie Musik, d. h. Klang und Rhythmus genießen den Vorrang vor jedwedem spezifischen Inhalt. „Überhaupt was seelenberührend ist, das ist Musik, das hab ich schon lang in mir erfahren“ (S. 570). Musik kann nur zum Klingen gebracht werden, zu fassen ist sie nicht. Genau diese Unmöglichkeit einer Festschreibung des eigenen Ich macht die Arnim für sich in ihrem autobiographischen Briefbuch geltend. Im Wechsel der Briefe als einem potentiell endlosen Dialog mit der Freundin realisiert sich das Transitorische ihrer Identität. Briefe flattern dahin „wie Töne die der Wind mitnimmt“ (S. 664), sind genauso wenig greifbar wie das Wesen des „herumirrlüchelnden Kobolds“, als den man die junge Bettine gern apostrophiert hat.

Auffällig im *Günderröde-Buch* ist die Häufigkeit akustischer, insbesondere musikalischer Bezüge und Bilder, auffällig auch, daß die dem Buch beigegebenen Schriften und Gedichte der Günderröde häufig eine dialogische Struktur aufweisen,²⁰ womit wiederum die Gesprächssituation betont und die Mündlichkeit hervorgehoben wird, die offensichtlich auch für die dichtende Freundin eine wichtige Rolle spielen. Das Selbstverständnis der Arnim läßt sich nicht mit den traditionellen, an Metaphern aus der Optik orientierten Vorstellungen der Reflexion und der Selbstbespiegelung fassen. Indem sie sich dem Bereich der Akustik entstammender Vergleiche bedient, schreibt sie dem Reden und Hören die gegenüber dem Sehen wichtigere Rolle zu und akzentuiert damit die Sinnlichkeit gegenüber der Intellektualität. Ihr Selbstbild ist gleichsam mit dem Munde gemalt. Ihre ganze Weltanschauung ist „Gesprächsphilosophie“, mißverständlich können wir es auch „Gerede“ nennen – gemeint jedenfalls ist nicht das von Bettine harsch kritisierte „selbstgefällige Geschwätz“ der Philister (S. 387). Ihre eigene Position drückt sie selbst einmal so aus: „Ich mein als, ich könnt die ganz Welt auf die Welt bringen mit meinem Mund“ (S. 410).

Was Bettine der Günderröde vorplaudert, propagiert eine Kunst des Verstehens, die Verständigung im Sinne von Übereinstimmung aufgibt zugunsten einer Kommunikation, in der „das verächtliche Schwatzen die unendlich ernsthafte Seite der Sprache ist.“²¹ Was hier Novalis in

¹⁸ Vgl. für diesen Kontext: Karin Zimmermann, *Die polyfunktionale Bedeutung dialogischer Sprechformen um 1800. Exemplarische Analysen: Rahel Varnhagen, Bettine von Arnim, Karoline von Günderröde*, Frankfurt/Bern/New York/Paris: Lang 1992.

¹⁹ „Nun ich mein der Clemens zieht immer das Register der Kinderstimm aus meiner Brust. – In Frankfurt, in der Gesellschaft beim Primas, da prädoppiert die quarrende Engelsstimm. Bei dir da muß ich immer das Gewalts-Posaunenregister mit Gewalt mit der sanften vox humana unterdrücken.“ (S. 420); vgl. ferner S. 472: „Wie ich Dir sag, mit dem Clemens führ ich ein ganz ander Leben, es ist ein ander Register das da aufgezogen ist wenn ich an ihn schreib, es hat gar denselben Ton nicht wie mit Dir.“

²⁰ Eine ausdrücklich dialogische Struktur haben: *Die Manen, Wandel und Treue, Imortalita, Wandrers Niederfahrt* und *Der Franke in Egypten*. Keine ausdrückliche dialogische Struktur haben: *Ein apokaliptisches Fagment, Ossians Gesänge, Die Pilger, Lethe, Der Kuß im Traum, Don Juan, Mahomets Traum in der Wüste*.

²¹ Novalis, *Monolog*, in: ders., *Werke*, Bd. 2 (*Das philosophisch-theoretische Werk*), hrsg. von Hans-Joachim Mähl,

seinem „Monolog“ überschriebenen philosophisch-poetologischen Text formuliert, trifft sich mit den von der Arnim im *Günderode-Buch* geäußerten Auffassung, derzufolge die Sprache selbst Widerhall ist, „das Gedächtnis des Seins“ (S. 663). Sie bezieht das, ebenso pragmatisch wie konzeptionell, auf die Freundin: „Du bist der Widerhall nur, durch den mein irdisch Leben den Geist vernimmt, der in mir lebt, sonst hätt ichs nicht, sonst wüßt ichs nicht, wenn ichs vor Dir nicht ausspräch.“ (S. 410) Die Abhängigkeit des eigenen Selbstverständnisses von der Resonanz der anderen, die Verwiesenheit des Ich aufs Gespräch sowie die damit einhergehende Unerreichbarkeit jeglicher Festschreibung der eigenen Identität werden von Bettine nicht als Mangel beklagt, sondern als Chance begriffen. So blickt sie nicht etwa melancholisch auf eine verlorene Selbsteigenheit zurück, sondern ergreift beglückt die Gelegenheit, stets neue Erfahrungen zu machen. Folglich kann sie die Welt und das eigene Ich gesprächsweise immer neu und anders auslegen, kann abschweifen und weiter plaudern ohne Ziel und ohne Zweck.²² Dadurch bringt sie ihre Individualität zur Geltung und sich selbst zu Bewusstsein,²³ oder anders ausgedrückt: Die Günderode vermittelt ein Zusammentreffen Bettines mit sich selbst.

5) *Ein Spiel mit mythologischen Figuren: Narziß und Echo*

Bettine von Arnim legt sich auf keine bestimmte Denkfigur fest. Ihre Individualität will sich keinem vorgeprägten Schema fügen, sondern behauptet sich gerade als das Widerspenstige, sich Widersetzende (vgl. S. 520). Das Außerordentliche ihrer Vorstellungen offenbart sich abermals im Kontrast zur Freundin.²⁴ „Daß ich als Narziß mich gegen Dich verschanze, besser wie im Gespräch, wo Du immer recht behältst, mußst Du Dir gefallen lassen“ (S. 323f.), schreibt Karoline an Bettine in dem Brief, dem sie auch „das *Violen- und Narcissensträußchen* (Wandel und Treue)“ beilegt.²⁵ Das Selbstverständnis der Günderode orientiert sich an der mythischen Figur des Narkissos, wofür sich auch in ihrem Werk vielfältige Belege finden lassen. Der mit Narkissos evozierte Bedeutungshorizont umfaßt das Motiv der verschmähten und der unerreichbaren Liebe, das Element der Selbstbespiegelung und den Hinweis auf einen (gewünschten) Geschlechtswechsel.²⁶

München: Hanser 1978, S. 438.

²² Vgl. Friedrich A. Kittler, *In den Wind schreibend*, Bettina, in: ders., *Dichter – Mutter – Kind*, München: Fink 1991, S. 219-255. Kittler liest die Briefe der Arnim unter dem Aspekt unbewußten Sprechens, was über die von mir vorgeschlagene Interpretation hinausgeht; „die Gedanken ohne Schreiben oder das Schreiben ohne Gedanken“ (ebd., S. 221) rückt er dabei in den Vordergrund. „Bettinas Reden kommen von anderswoher. Sie spricht in den Wind, der zu ihr spricht, wenn sie nur den Kopf dreht. Im Wind wohnen und tanzen die Geister, die griechisch Nymphen heißen mögen oder deutsch Kobolde – Bettinas Name bei den Brentanos“ (ebd., S. 225).

²³ Zur Differenzierung von Individualität und Subjektivität siehe: Manfred Frank, *Subjekt, Person, Individuum*, in: *Individualität* (Poetik und Hermeneutik, Bd. 13), hrsg. von Manfred Frank und Anselm Haverkamp, München: Fink 1988, S. 3-20.

²⁴ Ursula Liebertz-Grün sieht die Differenz der beiden Freundinnen wie folgt: „Die Selbstzerstörung der Günderode wird begünstigt durch Denkstrukturen des Deutschen Idealismus und der klassizistischen Ästhetik, der sie folgt, während die Denkstrukturen der romantischen Ästhetik, der Bettine verpflichtet ist, einer potentiellen Selbstzerstörung entgegenwirken.“ (Liebertz-Grün, a.a.O., S. 39.) Während Bettine also eine „romantische Komödie“ aufführt, wird der Günderode die „klassizistische Tragödie“ zugewiesen.

²⁵ In *Wandel und Treue*, einem Dialog in Versen aus ihrer ersten Publikation *Gedichte und Phantasien*, die sie 1804 unter dem Pseudonym Tian veröffentlichte, imaginiert sich Karoline von Günderode wechselweise als Violetta (als weiblich also und in Gestalt einer Blume) und als Narziß (ein schöner Jüngling).

²⁶ Den Wunsch, ein Mann zu sein, äußert Karoline von Günderode ganz direkt in einem Brief vom 29. 8. 1801 an Gunda Brentano: „Gestern las ich Ossians Darthula, und es wirkte so angenehm auf mich, der alte Wunsch einen Heldentod zu sterben ergrif mich mit großer Heftigkeit; unleidlich war es mir noch zu leben, unleidlicher ruhig und gemein zu sterben. Schon oft hatte ich den unweiblichen Wunsch mich in ein wildes Schlachtgetümmel zu werfen, zu sterben, Warum ward ich kein Mann! ich habe keinen Sinn für weibliche Tugenden, für Weiberglückseligkeit.“

„Ich suche in der Poesie wie in einem Spiegel mich zu sammeln, mich selber zu schauen, und durch mich durchzugehen in eine höhere Welt, und dazu sind meine Poesien die Versuche“ (S. 643), schreibt die GÜnderode, die bekanntlich unter männlichem Pseudonym publizierte. Daß sie sich an den traditionellen, männlich dominierten Identitätsmustern ausrichtet, führt sie als Frau mit dichterischen Ambitionen in einen Zwiespalt, aus dem sie sich nie zu befreien vermag. Bettine ist da anders. Sie ist weder auf innere Sammlung angewiesen noch auf geistige Bespiegelung ihres Selbst. Sie lebt und redet. Sie ist stets bereit, sich zu verausgaben und zu verplaudern. Intellektuelle Reflexion und Strenge sind ihr fremd. Sie denkt mit dem Herzen.²⁷ Während die Freundin mit ihrem geistigen Auge in die Tiefen des eigenen Ich blickt und zu poetischer Selbstdarstellung durchdringt, führt Bettine all ihr Wissen und ihr innerstes Wesen auf den Lippen. Sie verfaßt keine Werke, sie schreibt Briefe. Eine am Modell philosophischer Reflexion orientierte Subjektivität, wie sie mit der Figur des Narkissos verknüpft ist, lehnt sie ab, denn der Deutsche Idealismus ist ihr äußerst suspekt. Lautstark und entschieden geht sie auf Distanz:

„Dein Schelling und Dein Fichte und Dein Kant sind mir ganz unmögliche Kerle. Was habe ich mir für Mühe geben und ich bin eigentlich nur davon gelaufen hierher, weil ich eine Pause machen wollte. Repulsion, Attraktion, höchste Potenz.

--

Weißt Du wie mirs wird? – Dreherig – Schwindel krieg ich in den Kopf und dann weißt Du noch? – ich schäm mich, – ja ich schäm mich, so mit Hacken und Brecheisen in die Sprach hinein zu fahren, um etwas da heraus zu bohren, und daß ein Mensch, der gesund geboren ist, sich ordentliche Beulen an den Kopf denken muß, und allerlei physische Krankheiten dem Geist anbildet.“ (S. 307)

Für sich selbst wählt Bettine kein eigenes mythologisches Bild, sondern sie läßt sich nur als Echo der Freundin vernehmen, was auch deshalb bemerkenswert ist, weil so die GÜnderode mythologisch doppelt besetzt wird. Der Übergang von Narziß zu Echo erfolgt fast unmerklich, da ja beide Figuren einer Geschichte angehören, einer mythischen Erzählung, in der es nur Verlierer gibt. Echo, die Personifikation des Widerhalls, ist eine schöne Bergnympe, die sich, ohne Gegenliebe zu finden, in den jungen Narkissos verliebt und sich deshalb vor Gram verzehrt. Zum Knochengerüst abgemagert, wird sie zuletzt in einen Felsen verwandelt, und nur ihre Stimme bleibt übrig. Während die GÜnderode sich selbst als Narziß begreift, den männlichen Helden also, weist ihr die Freundin zusätzlich noch die Rolle der schönen Bergnympe zu; dies ist sie im Verhältnis zu Bettine, jenes dem eigenen Selbstverständnis nach. In dieser Form zumindest, so müssen wir einschränkend sagen, faßt es die Arnim auf und stellt es entsprechend im literarisch überformten Rückblick dar. Ob Bettine ihrerseits für Karoline von GÜnderode die Rolle Echos spielt, bleibt unklar. Ihr eigenes Selbstverständnis läßt sie nur vernehmen durch den Widerhall der Freundin. Ganz allein und nur sich selbst gegenüber bleibt Bettine merkwürdig blind, tappt gleichsam im Dunkeln. Zu hören ist wiederum nur ihre Stimme.

„So ernsthaft hab ich geschrieben, ich weiß selbst nicht wie ich darzu komme, doch ists der Nachklang von vor Mitternacht. Ich weiß selbst nicht, wenn ichs ansehe, warums dasteht. Du gehst weit über mich hinaus im reinen *Schauen*, denn Du bist *ein Seher*, ich betrachte nur die Schatten des

Nur das Wilde Grose, Glänzende gefällt mir. Es ist ein unseliges aber unverbesserliches Misverhältniß in meiner Seele; und es wird und muß so bleiben, denn ich bin ein Weib, und habe Begierden wie ein Mann, ohne Männerkraft. Darum bin ich so wechselnd, und so uneins mit mir.“ (Karoline von GÜnderode, *Sämtliche Werke und ausgewählte Studien*. Historisch-kritische Ausgabe, hrsg. von Walter Morgenthaler, Basel/Frankfurt: Stroemfeld / Roter Stern, Bd. III, S. 70).

²⁷ „Gestern sprach ich mit der Großmutter, die sagte: was der Verstand nicht faßt, das begreift das Herz.“ (S. 399)

Geistertanzes in den Lüften, die Dich umschweben. Was soll das alles vor Dir, ich fühl, daß ich von einer viel niederen Stufe, zu Dir *hinanrufe*, ob dies und das so ist; ich ahne auch, daß Du mit einem leisen Zauberschlag mich strafen kannst, daß ich bei solchen Nachgedanken mich aufhalte. Ich weiß und weiß nicht.“ (S. 386; Hervorhebungen C. H.)

In dieser Briefpassage spielt Bettine von Arnim auf Platons Höhlengleichnis an. Während die philosophisch gebildete Karoline prophetische Attribute zugewiesen bekommt und als Seher bezeichnet wird, reklamiert sie für sich selbst einen sehr viel weniger erhabenen Bereich. Ihr Refugium ist das Sprechen. Über Wissen im traditionellen Sinne verfügt sie nur dank der Freundin. Damit meint sie gerade kein Wissen aus zweiter Hand, die fahle Halbbildung der Philister, sondern ein durch Gespräche wirklich erworbenes und damit praktisch verwendbares Wissen, das sowohl über den gängigen Bildungskanon hinausgeht als auch hinter ihm zurückbleibt. Bettine weiß und weiß nicht. Von sich selbst weiß sie nur durch das Echo der Günderode. Ihr gesteht sie: „freilich bin ich ein Narr! – denn was ich Dir da vorplaudre, das ist eine Weise, nach der wird getanzt hinter mir, und so war unser tiefer Philosophentext in die Luft gesprengt, was wars doch?“ (S. 410).

Reden, ohne noch recht zu wissen, was man sagt – so genau schreibt Bettine ihre Briefe. Erst beim Lesen wird sie des eigenen Textes gewahr und damit ihrer selbst bewußt.²⁸ In der Weise wie sie ihr eigenes, wie auch immer fragiles und vorläufiges Selbstbild im *Günderode-Buch* entwickelt, betont sie ein auf die Mitsprache der Freundin angewiesenes Modell der Selbstverständigung, die ihrerseits prozessural abläuft. „Der Plaudergeist in meiner Brust hat immer fort geschwätzt mit Dir“ (S. 299), so beginnt Bettines erster Brief des *Günderode-Buches*, in dem sie dann die Vorstellung entfaltet, daß der „Kern“ des eigenen Ich vom Widerhall erfüllt ist, dem Echo also, das die andere dem Ich zurückwirft. Es ist sowenig greifbar wie Musik. Bettines Ich ist vielstimmig, ihre Identität befindet sich in stetem Übergang, realisiert sich erst im Hin und Her von Briefen. Die dialogische Autobiographie ist eine Selberlebensbeschreibung, die nicht das Ich in den Mittelpunkt rückt, um es dort zu zentrieren. Das wird bereits am Titelblatt sinnfällig „Bettine von Arnim: Die Günderode“. Autorename, Titel und Genre sind nicht eindeutig ausgewiesen. Im Zentrum steht ein Doppelpunkt, der eine Leerstelle markiert. „Bettine von Arnim: Die Günderode“ ist eine Biographie der Freundin und zugleich Selbstaussage im Medium der Kunst. Die beiden so gegensätzlichen Frauen sind existentiell aufeinander angewiesen: „es ist doch traurig ohne Widerhall in der lebendigen Brust, der Mensch ist doch nichts als Begehren sich zu fühlen im Andern.“ (S. 381) Die eigene Lebensgeschichte, erzählt mit der Stimme der Freundin – diesen kleinen Geniestreich hat, wenn auch in ganz anderer Form, im 20. Jahrhundert eine amerikanische Autorin in Paris wiederholt: „The Autobiography of Alice B. Toklas by Gertrude Stein“ (1933), auch hier ein Verzicht auf Substantielles, statt dessen viel Gerede und Klatsch.

²⁸ Die Unbewußtheit des Schreibens, i.e. einer Kunstproduktion, die sich weitgehend unabhängig vom Gestaltungswillen eines autonomen künstlerischen Subjekts vollzieht, gehört zu einem der immer wiederkehrenden dezidiert modernen Sujets des *Günderode-Buches*; auch die Nähe eines solchen Schreibens zum Träumen wird mehrfach genannt. „Aber ich kann nicht mehr weiter drüber denken, ich träume nur, und schlafe tiefer über dem Saitenspiel meiner Gedanken ein und mir entschlüpft alles ungesagt“ (S. 577), schreibt Bettine an die Günderode und fragt anschließend, „ob wir dahindringen könnten das Ungesagte auszusprechen“ (S. 578).